



1920-06-26

Verschwundene Gassen und Gäßchen

Hermine Cloeter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the German Literature Commons

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19200626&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Cloeter, Hermine, "Verschwundene Gassen und Gäßchen" (1920). *Essays*. 277.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/277

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Verschwundene Gassen und Gäßchen.

In Wien spazieren zu gehen, ist für den, der sein Wien liebte und noch liebt, durchaus kein Vergnügen mehr. Abgesehen von dem traurigen Eindruck der Verwahrlosung und Herabgekommenheit, den das Kleid von Frau Vindobona und das ihrer unglücklichen Kinder heute macht, bleibt dem Beobachter nur die Wahl zwischen verhungerten, vergrämten oder verzweifelten Gesichtern und solchen, denen die roheste Genußsucht und schamlose Beutegier den Stempel aufgedrückt. Die heitere Zufriedenheit, die sonst so gerne in lächelnder Anmut durch Wiens Gassen schritt, auf den eleganten Plätzen der Altstadt genau so anzutreffen war wie in den bescheidensten Gassen und Winkeln der Vorstädte, läßt sich nirgends mehr sehen. Der Wiener selber, der von ehemals, ist in diesem seiner ursprünglichen Farben fast gänzlich beraubten Straßenbild kaum noch zu erblicken. Scheu und verängstigt drückt er sich durch das fremde Gewühl und bleibt am liebsten zu Hause zwischen seinen vier Wänden. Einzig hier, in der Enge seines Heims, soferne ihm nicht auch das schon durch ein paar von der eigenen Not oder von der Behörde aufgezwungene Mieter entfremdet ist, fühlt er sich noch „zu Hause“, im engeren und weiteren Sinne des Wortes, nur da fühlt er sich eigentlich noch in Wien, in seinem Wien. Hier mag er in Gedanken sich in schöneren, früheren Tagen ergehen, die er nach Belieben in die selbstgelebte Zeit vor dem Kriege oder gar gleich in weiter zurückliegende Jahrzehnte und Jahrhunderte verlegen mag. Dieser größere Sprung in eine bloß überlieferte Vorvergangenheit ist sogar der empfehlenswertere. Denn er löst uns vom eigenen Ich und Schicksal und führt uns, indem er uns zu Menschen entrückt, die uns unendlich viel hinterlassen haben, nämlich das Wien, das uns geformt und gebildet, doch wieder zu uns selbst und unseres Wesens Kern zurück.

Es ist vielleicht ein bißchen närrisch, aber ich finde wirklich, die behaglichsten Spaziergänge, solche von erholsamer Zeit- und Selbstvergessenheit, lassen sich gegenwärtig am besten hübsch zu Hause an der Hand alter Pläne und Ansichten von unserem lieben alten Wien machen. Das prächtige, von der deutschösterreichischen Staatsdruckerei erst kürzlich herausgegebene Tafelwerk, der „Historische Atlas des Wienerstadtbildes“, gibt uns dazu die bequemste Gelegenheit. Bin solcherweise da neulich von der Wieden am alten Starhemburgschen Freihaus vorüber und über die alte „Steinerne Brücke“ gelaufen, über Glacis, wo allerdings der unverbesserliche wienerische Wind ordentlich blies und gehörig viel Staub aufwirbelte, so daß ich ganz froh war, als mich der dunkle Torbogen vorn alten Kärntnerntor endlich aufnahm und ich mich glücklich in der Kärntnerstraße geborgen fand. Ins alte „Komödiengassel“ hineinzuschauen, das sich da gleich linker Hand öffnet, nahm ich mir gar nicht die Zeit, so verlockend der kleine Abstecher auch gewesen wäre, sondern lief gleich weiter bis zum „Schwangassel“, um da zum Neuen Markt hinüber abzubiegen. Das alte Einkehrwirthshaus „zum Schwanen“, das dem Gäßchen den Namen bis zum heutigen Tag geschenkt hat, mutet mit seinen runden Ecktürmchen auf meinem Vogelschauplan, der mich führt, noch ganz mittelalterlich an. Über seinem Dache schwebt, künftigen Ruhm kündend, ein Glücksstern: in seinem Zeichen wurde eines Tages Gideon Laudon von seinem alten Waffenbruder Baron Trenk bei zufälliger Begegnung in dem alten Gasthof bewogen, in österreichische Dienste zu treten. So im Vorübergehen grüß' ich ehrfurchtsvoll den Schatten des großen Feldherrn.

Gleich nimmt mich aber das lebhafteste Treiben auf dem Neuen Markt völlig gefangen. Da wird ja gerade Mehlmarkt gehalten und die alte Mehlgrube schüttet ihrer reichen weißen Vorräte eine Überfluth auf den Platz. Sack reiht sich an Sack, Metzen an Metzen, und in dem frohen Gewimmel nimmt sich die Sorge ums tägliche Brot bloß wie ein Scherz aus. Noch fehlt dem Markt sein edelster Schmuck, der schöne Brunnen von Raphael Donner, aber nur schwer kann ich mich von dem erquicklichen Bilde der

Sorglosigkeit und der Fülle trennen. Endlich verliere ich mich doch in die Seilergassen, die aber noch „Krautgasse“ heißt und sich, ohnehin schmal genug, gegen den Graben hin in zwei noch schmälere Arme gabelt, wovon der eine den bieder prosaischen Namen „Krautgassel“ noch bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein behielt. Beide münden aber noch keineswegs unmittelbar auf den Graben, sondern wiederum in eine kleine Gasse, die wie ein Engpaß vom Stock-im Eisen her auf den prächtigen Platz führt und später „Grabengasse“ geheißten wurde. Da muß auch ich erst hindurch, um endlich auf den Graben zu gelangen. Und nun habe ich die Wahl, ihn seiner ganzen Länge nach zu überschreiten und an seinem anderen Ende im „Paternostergassel“ alte Bekannte aufzusuchen oder im „Schlossergassel“, das mir gleich in nächster Nähe rechter Hand winkt, nach dem berühmten Kramerschen Kaffeehaus Umschau zu halten.

Daß das lauter verschwundene Gassen und Gäßchen sind, daß von den Häusern, zwischen denen sie hinliefen, längst kein Stein mehr übrig, weil die rastlos und unerbittlich fortschreitende Zeit hier dem Boden der Stadt längst andere Linien eingezeichnet hat, das macht mir blutwenig aus. Ich gehe ja doch nicht im heutigen Wien spazieren, von dem ich für ein paar Stunden nichts wissen will, und auf meinen geliebten alten Plänen weiß ich sie alle noch glücklich zu finden, diese heimeligen Winkel und Gäßchen und Höfe, Schauplätze einer hingsunkenen Zeit. Da ist auch der Graben noch wirklich ein nach allen vier Seiten hin abgeschlossener Platz, ein großer, himmelüberwölbter Saal, nach dem sich die schmalen Zugänge und Gassen wie Türen öffnen; so am unteren Ende meine „Grabengasse“, und mit ihr das „Schlossergassel“, das von der Goldschmiedgasse her in kühnem Winkel herüberbiegt. Die altertümliche, schmutzige Häusergruppe, die beide Gassen trennt, schiebt als ihren fast großartigen Abschluß das nach drei Seiten hin freistehende Kronenhaus gegen den Graben hin vor. Bei den Wienern heißt es auch das „Elefantenhaus“, denn es trägt an der einen Seite das Riesenkonterfei des ersten Elefanten, den sie zu Gesicht bekamen. Maximilian II. hatte ihn bei seinem Einzuge in Wien (1552) in prunkvollem Zuge sich geführt und damit ungeheuerstes Aussehen erregt. Das gab damals auf dem „Grünmarkt“—so lautet die mittelalterliche Bezeichnung unseres Grabens—kein geringes Getümmel und Gewimmel. Nicht viel anders als jedesmal bei der Erbhuldigung, wo von dem Schaugerüst am Hirschenhaus zu aller Ergötzen roter und weißer Wein wie aus einem Zauberbrünnlein sprang. Das Hirschenhaus aber, das wiederum schließt, Rücken an Rücken mit dem Schallerbergschen Haus, auf meinen Plänen den Graben an seinem anderen Ende ab, gleichfalls zwei Ausgänge, links und rechts, freigebend, wovon der eine, rechts, das „Paternostergäßchen“, mir aus guten Gründen ganz besonders lieb. An den wohl abgewogenen baukünstlerischen Verhältnissen der ganzen Platzanlage, an der geschickten Raumausnutzung, die mit der Enge und Beschränkung der Festung meisterlich zu rechnen verstand, kann ich mich stundenlang erfreuen. Auch kann ich nach Belieben allerorts die nettesten Leutchen aus Wiens Vergangenheit spazieren gehen lassen und Straßen und Plätze ganz nach Wohlgefallen mit den liebenswürdigsten Gestalten mir beleben, mit Menschen, die alle so ganz anders sind als die vielen, um derentwillen ich lieber zu Hause bleibe.

Gleich vorhin im Krautgassel, vor dem Graf Althanschen Hause, dessen hohe, schmale Front zwischen dem Göttweiher- und dem Matschakerhofe eingeklemmt ist, gefällt mir eine Gruppe schmucker Jünglinge. Der in die Taille geschnittene Rock mit den breit und wellig ausfallenden Schößeln sitzt ihnen studentisch lose und ungezwungen, scheint mir auch just nicht nach dem neuesten Schnitt gearbeitet, zeigt sich da und dort sogar ein wenig abgeschabt und von verblichener Farbe. Auch den in seiner Gesellschaft unerläßlichen Haarbeutel und die gepuderte Haarrolle über dem Ohr schenkt sich der und jener von ihnen und läßt dafür das Haar in natürlicher Farbe und Fülle unter dem Dreispitz

hervorquellen. Es sind Schüler der von Meister Jakob von Schüppen neu ins Leben gerufenen Malerakademie, die erst ein paar Jahren in den drei Stockwerken des Althauschen Hauses eingemietet ist, und sie unterhalten sich gerade lebhaft darüber, ob der Matthias oder der Sebastian Donner, Brüder des berühmten Raphael gleichen Namens, den Vorzug als Lehrer der schönen Künste verdiene. Allen lacht die Jugend sieghaft aus dem Gesichte, und einem vor allen andern eignet der seherische Blick, der, innerer Schönheit voll, Häßlichkeit und Nüchternheit im Weltbilde gar nicht wahrnimmt. Es ist der junge Adam Friedrich Oeser geboren in Preßburg, der hier in Wien dem Studium der Kunst und Malerei obliegt. Noch ahnt er nicht, daß er berufen ist, dereinst als Direktor der Leipziger Zeichen-, Maler- und Architekturakademie in der alten romantischen Pleißenburg einem jungen Studenten, dem suchenden, tastenden Johann Wolfgang Goethe, Führer zu werden und diesen Liebling der Götter mit der Erkenntnis zu beschenken, „das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille“. Auch kann er noch nicht wissen, welch grausiges, nie völlig aufgeklärtes Abenteuer seinen Wiener Aufenthalt beschließen sollte.

Wir schreiben das Jahr 1735. Oeser hat als Preis seiner Leistungen an der Akademie die goldene Medaille zuerkannt, bekommen, der Kaiser selber hat sie ihm in feierlichem Augenblick höchstpersönlich an den Rock geheftet. Das große Ereignis sollte in froher Tafelrunde gefeiert werden. Die Kollegen laden ihn dazu zu einem Souper ins Gasthaus. In später Stunde geht die Medaille bewundert von Hand zu Hand. Plötzlich ist sie verschwunden. Vergebliches Suchen, Wortwechsel und Streit. Ist es wirklich Künstlerneid, der die Verschwörung angezettelt, oder ist bloß zufällig ein Bube unter die andern geraten? Ich denke, es trägt ganz einfach Gott Bacchus die Schuld an allem. Es kommt unter den aufgeregten jungen Leuten zu Tätlichkeiten, man zieht die Degen, Oeser wird tödlich verwundet, angeblich mit vergifteter Degenspitze. Nur dem liebevollen, kunstgeübten Bemühen eines ihm nahe verwandten Wundarztes gelingt die Errettung vom Tod und Siechtum. In aller Stille verläßt der Genesene Wien. Seiner Familie gilt er als verschollen, und erst nach Jahren taucht sein Name ruhmvoll in Deutschland auf, wo es ihm gegönnt ist, der Lehrer eines Goethe und eines Winckelmann zu werden.

Schon zerfließen mir die Gestalten der jungen, ehrgeizigen Künstler vor den Augen und mit ihnen versinken ein paar Jahrzehnte wie nichts. Ich aber bin im gemächliche Schlendern nicht weiter gekommen als bis auf den Graben. Da steht schon der prächtige neuerbaute Trattnerhof an Stelle des alten Freisingerhofes, dessen mittelalterliches Gerümpel so lange bis Einheitlichkeit des schönen Platzes gestört hatte.

Vom hohen First winken die Steinfiguren und zeugen vom Stolz des Erbauers, des berühmten Buchdruckers Herrn Thomas Edlen v. Trattnern, und am Toreingang die Karyatiden mit ihrer unartigen Stellung liefern den Wienern Stoff für Spott und pikante Histörchen. Oben aber im dritten Stock und bloß auf der zweiten Stiege wohnt das lustigste, glücklichste Ehepaar von ganz Wien, Wolfgang Amade [*sic*] Mozart mit seiner Konstanze. Sehen wir die beiden nicht eben aus dem Hause treten, zu einem Spaziergang im Augarten bereit und gerüstet, munter umhüpft von ihrem Hündchen? Sie ermahnen sich gegenseitig in komischen Ernst zu gesetztem, würdevollem Benehmen, und haben doch erst im Halbdunkel der Treppe noch rasch den letzten Kuß getauscht.

Wer aber drängst sich an ihnen vorbei und verschwindet im Dunkel des schwibbogenüberbrückten Schlossergäßchens? Im Vorbeigehen hat der Mann einen giftigen Blick auf das Prachtgebäude des Herrn v. Trattnern geworfen. Es ist der Dichter und Satiriker Alois Blumauer, und sein Zorn gilt dem bedenkenlosen Nachdrucker, der leider Gottes in dem tatkräftigen Vorkämpfer auf

dem Gebiete des österreichischen Verlags- und Buchdruckwesens zugleich steckte. Blumauer ist auf dem Weg ins Kramersche Kaffeehaus, wo er verwandte Geister anzutreffen sicher ist. Kann sich ja die bescheidene Bude rühmen, das erste literarische Kaffeehaus des großmächtigen Wiens zu sein. Ich lasse mich von Franz Gräfer, dem oft Bemühten, hingleiten. Hoffentlich führt er mich recht; er ist ja noch ein ganz kleiner Junge, kennt sich aber in seinem Wien, von dem er uns später so viel und so mancherlei erzählte, schon aus wie ein Alter. Er weist mir im Schlossergäß vom Graben hinein rechts, gleich anfangs, das so und sovielte Gelaß. Es wird wohl, denke ich, dem Haus Nr. 605 (spätere Nummer 598) zugehören. Schon von weitem blinkt uns eine große blanke Kaffeekanne aus Messing, gehalten von einem viel kleineren Mohren, entgegen. Das Lokal ist düster, denn in dem schmalen Gäßchen ist von unmittelbarem Tageslicht kaum, von einer Sonne schon gar nicht die Rede. Es ist drei Uhr nachmittags. Wir treten ein. „Die Höhle, von dem einzelnen Talglicht des Feuerburschen im Hintergrunde etwas erhellt, ist mit Eichenholz ausgetäfelt, mit dünnen Goldleistchen und etwas Rokokogeschmück verziert. Die Wände wie der Plafond matt erglänzend von der berußten Talgkerze und der Afterhelle des Tages. Es sind sechs Tische, darunter drei Solitärische da, auch von Eichenholz, sehr abgebraucht, aber sehr hell gebohnt; einige mit Marmorplatten. Es sind vier Bänke und sechs Sessel da, darunter vier Tabourets, sämtlich dicht gepolstert, sehr groß und massiv, mit derbem, schwarzem Leder überzogen. Ein plumper Spiegel hängt im Hintergrunde; es hängen da noch vier Spiegelleuchterchen, jedes mit einer einsamen Unschlittkerze versehen. Auf den Tischen liegen die Zeitungen, nämlich das *Wienerische Diarium*, in Kleinquart, „weiß auf schwarz gedruckt“, — wie man scherzt, weil es mit blasser Schwärze auf grauem Papier gedruckt ist—, die Augsburger Mollische *ordinari* und der *Neuwieder* aus dem Reiche der Toten.“ Herr Kramer war nämlich, das muß man wissen, unter den Wienern Kaffeesiedern der erste, der auf den nützlichen Gedanken verfiel, für seine Gäste Zeitungen zu halten und aufzulegen. Das sicherte ihm seine Kundschaft, trotzdem sein Lokal in der engen, finsternen Gasse sonst nur wenig Anziehungskraft besitzen mochte, und ließ es geradezu zum Klublokal der Wiener Literatur werden. Einer nach dem andern kommen die Herren von der Feder denn auch angerückt: der schöngeistige General Ayrenhoff, sein Freund, der Baron Retzer, der nachsichtige Zensor, die Dichter Leon und Ratschky und Haschka, der empfindsame Alxinger und Rautenstrauch, Poet und Verfasser der Tierhettzettel in einer Person; unsichtbar gegenwärtig Wieland, ihrer aller Abgott und Vorbild. Freilich, viele sind berufen, aber wenige auserwählt....

Bewahre mich der Himmel vor der Aufgabe, sämtliche Werke dieser Herren zu lesen. Daß Haschka die österreichische Volkshymne gedichtet, daß des schwärmerischen Alxingers Denkmal im Pötzleinsdorfer Park des Dichters eigene Verse: „Es wird wohl niemals dem an einem Freunde fehlen der fähig ist, ein Freund zu sein!“ eingegraben trägt, das genügt mir, um mir die beiden klar und deutlich vor die Seele zu stellen, und ihre Namen schicken mir Duft und Hauch einer entschwundenen Zeit. Und daß Blumauer als Titelvignette zu seiner travestierten Aeneide einen Hund zeichnen ließ, der gierig einen lockigen Dichterkopf benagt, und daß er diesem Hund aufs Halsband die leicht zu enträtselnden Buchstaben *T. v. T.* setzen ließ, solchermaßen dem unverschämten Nachdrucker, der auch vor dem geistigen Eigentum unserer Klassiker nicht Halt machte, das Urteil sprechend, dieser kecke Einfall ist mir lieber als das ganze langatmige Gedicht.

Ich lasse die Herren bei ihrer Tasse Kaffee, ihrem Gläschen *Aqua d'oro* und ihren Gesprächen über Wieland und seinen neuesten, eben eingelangten Brief, schlendere über den Graben und suche an seinem Ende nun doch noch das Paternostergassel auf. Ich muß aber zu diesem Spaziergang ganze Jahrzehnte gebraucht haben, denn nun tritt mir Meister Ludwig von Beethoven entgegen. Gewichtigen

Schrittes geht er seinen Weg, unbekümmert um das holprige Katzenkopfpflaster, über das der alte Eipeldauer, der klassische „Raunzer“ von Wien, sich einmal nach seiner bekannten Art ausschimpft. Im Paternostergassel, meint er, „dort bethen die Leut‘, die ihre G‘wölber dort haben, täglich ein Paternoster um ein besseres Pflaster.... Es ist doch ein Hauptpassaschi,“ so zankt er fort, „und wenns ein wenig kotig ist, so muß man wie d‘Seiltänzer ‘s Equilibri halten, um nicht niederz‘sitzen!“ Nun, ganz so arg kann ich’s nicht finden, wie ich da heimlich und verstohlen dem großen Manne folge. Es gelingt mir, unbemerkt mit ihm den kleinen Laden gleich rechter Hand, im Haus Nr. 572, zu betreten, und mit ihm atme ich nun die etwas stickige Luft „des urväterlichsten Verlags aller Verlegenden“. Befinde ich mich doch in der Musikalienhandlung der Herren S. A. Steiner & Cie. Da ist auch gleich der Chef des Hauses, Herr Anton Steiner, dem Meister Ludwig die Ehrencharge eines Generalleutnants verliehen, neben ihm sein Sozium, der junge Tobias Haslinger, sein Adjutant, den manchmal der „Generalissimus“ Beethoven, ist er besonders gut aufgelegt, in scherzendem Diminutiv zum „Diabolus“ Diabelli, der „Generalprofoß“, der die Werke des Meister für den Verlag zu kopieren hat, den Kopf herein, und nun ist der musikalische Generalstab fertig, nun wird die Ausgabe des neuesten Beethoven-Opus besprochen, werden die Schlachten beraten, wo es manchmal auch mit Pauken und Trompeten hergeht. Und wenn auch hier wie anderwärts zwischen Künstler und Verleger nicht immer alles glatt abläuft, im Grund ist es doch ein unzerreißbares Band, das den Meister mit seinen „Paternostergäßlern“ verknüpft. Ihr kleiner Laden aber wird scherzweise von den Eingeweihten immer bloß das „Generalleutnantamt“ genannt, und da laufen nicht nur die „geharnischten Männer“, das sind die goldenen Dukaten, ein und aus, sondern das ganze geistige Wien hat hier sein Stelldichein, dazu alle, die mit gutem, klingendem Namen vom Ausland hieher kommen. Just sind der Abbé Stadler und der Kapellmeister Ignaz v. Seyfried zugegen, und Karl Maria v. Weber, erst vor ein paar Tagen in Wien eingetroffen, hat vorerst seinen Schüler und Reisebegleiter Julius Benedikt als Abgesandten geschickt. Aber sie alle, wie verschwinden sie neben der gebietenden Gestalt des Meisters. Was soll man weiter von ihm melden? Von ihm, bei dem auch der Humor noch etwas hat, das ans Tiefste rührt? Soll man etwa sagen, man habe ihn liebenswürdig und kindlich heiter, herzlich offen sich gebend, oder finster verschlossen, zornig auffahrend und schmerzbewegt, oder melancholisch und tiefsinnend geschaut und gesehen? Bürgerlich gemütlich, aber den Genieblitz im Auge? Soll man nach den vielen andern aufs neue das vergebliche Beginnen wagen, den Unbeschreiblichen, Unvergleichlichen zu schildern, das Bild des Unfaßlichen, Unergründlichen in Worte einzufangen? Können wir mehr und anderes, als demütig es noch einmal tief im Innersten empfinden, wie er die Menschen schon allein durch seine Gegenwart erschüttert hat? Kommen wir bei ihm doch immer nur zu dem einen Schluß: alles an ihm war Größe und Erhabenheit, und vor ihm fühlte und fühle jeder seine eigene Kleinheit....

Merkwürdig aber, mit Beethoven hört Vergangenheit auf, Vergangenheit zu sein. Wir spüren ihn als den unsern, uns ist er in jedem Sinne so starke Gegenwart, daß ich mich keinen Augenblick wundern würde, wenn plötzlich die Tür aufginge und er hereinträte, mich von meinen Mappen und Tafeln aufschreckend, die mich auf so wunderliche Wege geführt, bis zu ihm.

Hermine Cloeter.

Fenilleton.

Ver schwundene Gassen und Wä hchen.

In Wien spazieren zu gehen, ist für den, der sein Wien liebte und noch liebt, durchaus kein Vergnügen mehr. Abgesehen von dem traurigen Eindruck der Verwahrlosung und Herabgekommenheit, den das Kleid von Frau Windobona und das ihrer unglücklichen Kinder heute macht, bleibt dem Beobachter nur die Wahl zwischen verhungerten, vergrämten oder verzweifelten Gesichtern und solchen, denen die roheste Genußsucht und schamlose Beutegier den Stempel aufgedrückt. Die heitere Zufriedenheit, die sonst so gerne in lächelnder Anmut durch Wiens Gassen schritt, auf den eleganten Plätzen der Altstadt genau so anzutreffen war wie in den bescheidensten Gassen und Winkeln der Vorstädte, läßt sich nirgends mehr sehen. Der Wiener selber, der von ehemals, ist in diesem seiner ursprünglichen Farben fast gänzlich beraubten Straßenbild kaum noch zu erblicken. Scheu und verängstigt drückt er sich durch das fremde Gewühl und bleibt am liebsten zu Hause zwischen seinen vier Wänden. Einzig hier, in der Enge seines Heims, sofern ihm nicht auch das schon durch ein paar von der eigenen Not oder von der Behörde aufgezwungene Mieter entfremdet ist, fühlt er sich noch „zu Hause“, im engeren und weiteren Sinne des Wortes, nur da fühlt er sich eigentlich noch in Wien, in seinem Wien. Hier mag er in Gedanken sich in schöneren, früheren Tagen ergehen, die er nach Verliehen in die selbstgelebte Zeit vor dem Kriege oder gar gleich weiter zurückliegende Jahrzehnte und Jahrhunderte ver-

legen mag. Dieser größere Sprung in eine bloß überlieferte Vorvergangenheit ist sogar der empfehlenswertere. Denn er löst uns vom eigenen Ich und Schicksal und führt uns, indem er uns zu Menschen entrückt, die uns unendlich viel hinterlassen haben, nämlich das Wien, das uns geformt und gebildet, doch wieder zu uns selbst und unseres Wesens Kern zurück.

Es ist vielleicht ein bißchen närrisch, aber ich finde wirklich, die behaglichsten Spaziergänge, solche von erholjamer Zeit- und Selbstvergessenheit, lassen sich gegenwärtig am besten hübsch zu Hause an der Hand alter Pläne und Ansichten von unserem lieben, alten Wien machen. Das prächtige, von der deutschösterreichischen Staatsdruckerei erst kürzlich herausgegebene Tafelwerk, der „Historische Atlas des Wienerstadtbildes“, gibt uns dazu die bequemste Gelegenheit. Bin solcherweise da neulich von der Wieden am alten Starhemberg'schen Freihaus vorüber und über die alte „Steinerne Brücke“ gelaufen, übers Glacis, wo allerdings der unverbesserliche wienerische Wind ordentlich blies und gehörig viel Staub aufwirbelte, so daß ich ganz froh war, als mich der dunkle Torbogen vom alten Kärntnerthor endlich aufnahm und ich mich glücklich in der Kärntnerstraße geborgen fand. Ins alte „Komödiengasse“ hineinzuschauen, das sich da gleich linker Hand öffnet, nahm ich mir gar nicht die Zeit, so verlockend der kleine Abstecher auch gewesen wäre, sondern lief gleich weiter bis zum „Schwanzgasse“, um da zum Neuen Markt hinüber abzubiegen. Das alte Einkehrwirthshaus „zum Schwanen“, das dem Gäßchen den Namen bis zum heutigen Tag geschenkt hat, mutet mit seinen runden Giebeln auf meinem

Bogelschauplan, der mich führt, noch ganz mittelalterlich an. Ueber seinem Dache schwebt, künftigen Ruhm kündend, ein Glücksstern: in seinem Zeichen wurde eines Tages Gideon Laudon von seinem alten Waffenbruder Baron Trenk bei zufälliger Begegnung in dem alten Gasthof bewogen, in österreichische Dienste zu treten. So im Vorübergehen grüß' ich ehrfurchtsvoll den Schatten des großen Feldherrn.

Gleich nimmt mich aber das lebhafteste Treiben auf dem Neuen Markt völlig gefangen. Da wird ja gerade Mehlmarkt gehalten und die alte Mehlgrube schlütet ihrer reichen weißen Borräte einen Ueberfluß auf den Platz. Sack reiht sich an Sack, Mezen an Mezen, und in dem frohen Gewimmel nimmt sich die Sorge ums tägliche Brot bloß wie ein Scherz aus. Noch fehlt dem Markt sein edelster Schmuck, der schöne Brunnen von Raphael Donner, aber nur schwer kann ich mich von dem erquicklichen Bilde der Sorglosigkeit und der Fülle trennen. Endlich verliere ich mich doch in die Seilergasse, die aber noch „Strautgasse“ heißt und sich, ohnehin schmal genug, gegen den Graben hin in zwei noch schmalere Arme gabelt, wovon der eine den hieder profaischen Namen „Strautgassel“ noch bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein behielt. Beide münden aber noch keineswegs unmittelbar auf den Graben, sondern wiederum in eine kleine Gasse, die wie ein Engpaß vom Stock-im-Eisen her auf den prächtigen Platz führt und später „Grabengasse“ geheißen wurde. Da muß auch ich erst hindurch, um endlich auf den Graben zu gelangen. Und nun habe ich die Wahl, ihn seiner ganzen Länge nach zu überschreiten und an seinem anderen Ende im „Paternostergassel“ alte Bekannte aufzusuchen oder im „Schlossergassel“, das mir gleich in nächster Nähe rechter Hand winkt, nach dem berühmten Kramerischen Kaffeehaus Umschau zu halten.

Daß das lauter verschwundene Gassen und Gäßchen sind, daß von den Häusern, zwischen denen sie hinstreifen, längst kein Stein mehr übrig, weil die rastlos und unerbittlich fortschreitende Zeit hier dem Boden der Stadt längst andere Linien eingezeichnet hat, das macht mir blutwenig aus. Ich gehe ja doch nicht im heutigen Wien spazieren, von

dem ich für ein paar Stunden nichts wissen will, und auf meinen geliebten alten Plänen weiß ich sie alle noch glücklich zu finden, diese heimlichen Winkel und Gäßchen und Höfe, Schaupläze einer hingefunkenen Zeit. Da ist auch der Graben noch wirklich ein nach allen vier Seiten hin abgeschlossener Platz, ein großer, himmelüberwölbter Saal, nach dem sich die schmalen Zugänge und Gassen wie Türen öffnen; so am unteren Ende meine „Grabengasse“, und mit ihr das „Schlossergassel“, das von der Goldschmiedgasse her in kühnem Winkel herüberbiegt. Die altertümliche, schmutzige Häusergruppe, die beide Gassen trennt, schiebt als ihren fast großartigen Abschluß das nach drei Seiten hin freistehende Kronenhaus gegen den Graben hin vor. Bei den Wienern heißt es auch das „Elefantenhaus“, denn es trägt an der einen Seite das Riesenkonterfei des ersten Elefanten, den sie zu Gesicht bekamen. Maximilian II. hatte ihn bei seinem Einzuge in Wien (1552) in prunkvollem Zuge mit sich geführt und damit ungeheuerstes Aufsehen erregt. Das gab damals auf dem „Grünmarkt“ — so lautet die mittelalterliche Bezeichnung unseres Grabens — kein geringes Getümmel und Gewimmel. Nicht viel anders als jedesmal bei der Erbhuldigung, wo von dem Schaugerüst am Hirschenhaus zu aller Ergözen roter und weißer Wein wie aus einem Zauberbrünnlein sprang. Das Hirschenhaus aber, das wiederum schließt, Rücken an Rücken mit dem Schallerbergischen Haus, auf meinen Plänen den Graben an seinem anderen Ende ab, gleichfalls zwei Ausgänge, links und rechts, freigebend, wovon der eine, rechts, das „Paternostergäßchen“, mit aus guten Gründen ganz besonders lieb. An den wohl abgewogenen baulich-mechanischen Verhältnissen der ganzen Platzanlage, an der geschickten Raumaussnützung, die mit der Enge und Beschränkung der Festung meisterlich zu rechnen verstand, kann ich mich ~~stundlang~~ erfreuen. Auch kann ich nach Belieben allerorts die nettesten Deutschen aus Wiens Vergangenheit spazieren gehen lassen und Straßen und Plätze ganz nach Wohlgefallen mit den lebenswürdigsten Gestalten mit beleben, mit Menschen, die alle so ganz anders sind als die vielen, um derenwillen ich lieber zu Hause bleibe.

Gleich vorhin im Krautgassel, vor dem Graf Althanschen Hause, dessen hohe, schmale Front zwischen dem Götterweh- und dem Matschakerhofe eingeklemmt ist, gefällt mir eine Gruppe schmucker Jünglinge. Der in die Taille geschnittene Rock mit den breit und wellig ausfallenden Schößeln sitzt ihnen studentisch lose und ungezwungen, scheint mir auch just nicht nach dem neuesten Schnitt gearbeitet, zeigt sich da und dort sogar ein wenig abgeschabt und von verbliehener Farbe. Auch den in feiner Gesellschaft unerlässlichen Haarbeutel und die gepuderte Haarrolle über dem Ohr schenkt sich der und jener von ihnen und läßt dafür das Haar in natürlicher Farbe und Fülle unter dem Dreispitz hervorstquellen. Es sind Schüler der von Meister Jakob van Schuppen neu ins Leben gerufenen Malerakademie, die erst seit ein paar Jahren in den drei Stockwerken des Althanschen Hauses eingemietet ist, und sie unterhalten sich gerade lebhaft darüber, ob der Matthias oder der Sebastian Donner, Brüder des berühmten Raphael gleichen Namens, den Vorzug als Lehrer der schönen Künste verdiene. Allen lacht die Jugend sieghaft aus dem Gesichte, und einem vor allen andern eignet der feherische Blick, der, innerer Schönheit voll, Häßlichkeit und Aechtheit im Weltbilde gar nicht wahrnimmt. Es ist der junge Adam Friedrich Dezer, geboren in Preßburg, der hier in Wien dem Studium der Kunst und Malerei obliegt. Noch ahnt er nicht, daß er berufen ist, dereinst als Direktor der Leipziger Zeichen-, Maler- und Architekturakademie in der alten romantischen Meißenburg einem jungen Studenten, dem suchenden, tastenden Johann Wolfgang Goethe, Führer zu werden und diesen Diebling der Götter mit der Erämnis zu beschenken, „das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille“. Auch kann er noch nicht wissen, welch graufiges, nie völlig aufgeklärtes Abenteuer seinen Wiener Aufenthalt beschließen sollte.

Wir schreiben das Jahr 1735. Dezer hat als Preis seiner Leistungen an der Akademie die goldene Medaille zuerkannt bekommen, der Kaiser selber hat sie ihm in feierlichem Augenblick höchstpersönlich an den Rock geheftet.

Das große Ereignis sollte in froher Tafelrunde gefeiert werden. Die Kollegen laden ihn dazu zu einem Souper ins Gasthaus. In später Stunde geht die Medaille bewundert von Hand zu Hand. Plötzlich ist sie verschwunden. Vergebliches Suchen, Wortwechsel und Streit. Ist es wirklich Künstlerneid, der die Verschwörung angezettelt, oder ist bloß zufällig ein Bube unter die andern geraten? Ich denke, es trägt ganz einfach Gott Bacchus die Schuld an allem. Es kommt unter den aufgeregten jungen Leuten zu Tätlichkeiten, man zieht die Degen, Dieser wird tödlich verwundet, angeblich mit vergifteter Degenspitze. Nur dem liebevollen, kunstgeübten Bemühen eines ihm nahe verwandten Wundarztes gelingt die Errettung vom Tod und Siechtum. In aller Stille verläßt der Genesene Wien. Seiner Familie gilt er als verschollen, und erst nach Jahren taucht sein Name ruhmvoll in Deutschland auf, wo es ihm gegönnt ist, der Lehrer eines Goethe und eines Winckelmann zu werden.

Schon zerfließen mir die Gestalten der jungen, ehrgeizigen Künstler vor den Augen und mit ihnen versinken ein paar Jahrzehnte wie nichts. Ich aber bin im gemächlichen Schlendern nicht weiter gekommen als bis auf den Graben. Da steht schon der prächtige neuerbaute Trattnerhof an Stelle des alten Freisingerhofes, dessen mittelalterliches Gerümpel so lange die Einheitlichkeit des schönen Platzes gestört hatte.

Vom hohen First winken die Steinfiguren und zeugen vom Stolz des Erbauers, des berühmten Buchdruckers Herrn Thomas Edlen v. Trattnern, und am Toreingang die Karnatiden mit ihrer unartigen Stellung liefern den Wienern Stoff für Spott und pikante Histörchen. Oben aber im dritten Stock und bloß auf der zweiten Stiege wohnt das lustigste, glücklichste Ehepaar von ganz Wien, Wolfgang Amade Mozart mit seiner Konstanze. Sehen wir die beiden nicht eben aus dem Hause treten, zu einem Spaziergang im Augarten bereit und gerüstet, munter umbüpfst von ihrem Hündchen?

Sie ermahnen sich gegenseitig in komischem Ernst zu gesetztem, würdevollem Benehmen, und haben doch erst im Halbdunkel der Treppe noch rasch den letzten Fuß getauscht.

Wer aber drängt sich an ihnen vorbei und verschwindet im Dunkel des schwibbogenüberbrückten Schlossergäßchens? Im Vorbeigehen hat der Mann einen giftigen Blick auf das Prachtgebäude des Herrn v. Trattner geworfen. Es ist der Dichter und Satiriker Alois Blumauer, und sein Zorn gilt dem bedenkenlosen Nachdrucker, der leider Gottes in dem tatkraftigen Vorkämpfer auf dem Gebiete des österreichischen Verlags- und Buchdruckwesens zugleich steckte. Blumauer ist auf dem Weg ins Kramerische Kaffeehaus, wo er verwandte Geister anzutreffen sicher ist. Kann sich ja die bescheidene Bude rühmen, das erste literarische Kaffeehaus des großmächtigen Wiens zu sein. Ich lasse mich von Franz Gräfler, dem oft Bemühten, hingeleiten. Hoffentlich führt er mich recht; er ist ja noch ein ganz kleiner Junge, kennt sich aber in seinem Wien, von dem er uns später so viel und so mancherlei erzählte, schon aus wie ein Alter. Er weist mir im Schlossergäßl vom Graben hinein rechts, gleich anfangs, das so und sovielte Geläß. Es wird wohl, denke ich, dem Hans Nr. 605 (spätere Nummer 598) zugehören. Schon von weitem blinät uns eine große blankte Kaffeekanne aus Messing, gehalten von einem viel kleineren Rohren, entgegen. Das Lokal ist düster, denn in dem schmalen Gäßchen ist von unmittelbarem Tageslicht kaum, von einer Sonne schon gar nicht die Rede. Es ist drei Uhr nachmittags. Wir treten ein. „Die Höhle, von dem einzelnen Talglicht des Feuerburschen im Hintergrunde etwas erhellt, ist mit Eichenholz ausgetäfelt, mit dünnen Goldbleistichen und etwas Kokokogeschwürkel verziert. Die Wände wie der Plafond matt erglänzend von der verußten Talgkerze und der Austerhelle des Tages. Es sind sechs Tische, darunter drei Solitärtische da, auch von Eichenholz, sehr abgebraucht, aber sehr hell gebohnt; einige mit Marmorplatten. Es sind vier Bänke und sechs Sessel da, darunter vier Tabourets, sämtlich dick gepolstert, sehr groß und massiv, mit derbem, schwarzem Leder überzogen. Ein

plumper Spiegel hängt im Hintergrunde; es hängen da noch vier Spiegelleuchterchen, jedes mit einer einsamen Unschlittherze versehen. Auf den Tischen liegen die Zeitungen, nämlich das Wienerische Diarium, in Kleinquart, „weiß auf schwarz gedruckt“, — wie man scherzt, weil es mit blasser Schwärze auf grauem Papier gedruckt ist — „die Augsburger Mollsche ordinari und der Neuwieder aus dem Reiche der Toten.“ Herr Kramer war nämlich, das muß man wissen, unter den Wienern Kaffeetiedern der erste, der auf den nützlichen Gedanken verfiel, für seine Gäste Zeitungen zu halten und aufzulegen. Das sicherte ihm seine Kundschaft, trotzdem sein Lokal in der engen, finsternen Gasse sonst nur wenig Anziehungskraft besitzen mochte, und ließ es geradezu zum Klublokal der Wiener Literatur werden. Einer nach dem andern kommen die Herren von der Feder denn auch angetrichelt: der schöngeistige General Ayrenhoff, sein Freund, der Baron Rezer, der nachsichtige Zensor, die Dichter Leon und Ratschky und Haschka, der empfindsame Uxinger und Rautenstrauch, Poet und Verfasser der Tierhezzettel in einer Person; unsichtbar gegenwärtig Wieland, ihrer aller Abgott und Vorbild. Freilich, viele sind berufen, aber wenige auserwählt. . . .

Bewahre mich der Himmel vor der Aufgabe, sämtliche Werke dieser Herren zu lesen. Daß Haschka die österreichische Volkshymne gedichtet, daß des schwärmerischen Uxingers Denkmal im Pöyleinsdorfer Park des Dichters eigene Verse: „Es wird wohl niemals dem an einem Freunde fehlen, der fähig ist, ein Freund zu sein!“ eingegraben trägt, das genügt mir, um mir die beiden klar und deutlich vor die Seele zu stellen, und ihre Namen schicken mir Duft und Hauch einer entschwundenen Zeit. Und daß Blumauer als Titelbignette zu seiner travestierten Aeneide einen Hund zeichnen ließ, der gierig einen lockigen Dichterkopf benagt, und daß er diesem Hund aufs Halsband die leicht zu enträtselnden Buchstaben T. v. T. setzen ließ, solchermaßen dem unverschämten Nachdrucker, der auch vor dem geistigen Eigentum unserer Klassiker nicht Halt machte, das

Urteil sprechend, dieser kecke Einfall ist mir lieber als das ganze langatmige Gedicht.

Ich lasse die Herren bei ihrer Tasse Kaffee, ihrem Gläschen Aqua d'oro und ihren Gesprächen über Wieland und seinen neuesten, eben eingelangten Brief, schlendere über den Graben und suche an seinem Ende nun doch noch das Paternostergassel auf. Ich muß aber zu diesem Spaziergang ganze Jahrzehnte gebraucht haben, denn nun tritt mir Meister Ludwig van Beethoven entgegen. Gewichtigen Schrittes geht er seinen Weg, unbekümmert um das holprige Katzenkopfpflaster, über das der alte Eipeldauer, der klassische „Raunzer“ von Wien, sich einmal nach seiner bekannten Art ausschimpft. Im Paternostergassel, meint er, „dort bethen die Leut', die ihre G'wölber dort haben, täglich ein Paternoster um ein besseres Pflaster. . . . Es ist doch ein Hauptpassaschi.“ so zankt er fort, „und wenns ein wenig kotig ist, so muß man wie d'Seiltänzer 's Equilibri halten, um nicht niederz'sitzen!“ Nun, ganz so arg kann ich's nicht finden, wie ich da heimlich und versthohlen dem großen Manne folge. Es gelingt mir, unbemerkt mit ihm den kleinen Laden gleich rechter Hand, im Haus Nr. 572, zu betreten, und mit ihm atme ich nun die etwas stickige Luft „des urväterlichsten Verlags aller Verlegenden“. Befinde ich mich doch in der Musikalienhandlung der Herren S. A. Steiner & Cie. Da ist auch gleich der Chef des Hauses, Herr Anton Steiner, dem Meister Ludwig die Ehrencharge eines Generalleutnants verliehen, neben ihm sein Sozjus, der junge Tobias Haslinger, sein Adjutant, den manchmal der „Generalissimus“ Beethoven, ist er besonders gut aufgelegt, in scherzendem Diminutiv zum „Adjutanterl“ werden läßt. Schon steckt auch „Diabolus“ Diabelli, der „Generalprofoß“, der die Werke des Meisters für den Verlag zu kopieren hat, den Kopf herein, und nun ist der musikalische Generalstab fertig, nun wird die Ausgabe des neuesten Beethoven-Opus besprochen, werden die Schlachten beraten, wo es manchmal auch mit Pauken und Trompeten hergeht. Und wenn auch hier wie anderwärts zwischen Künstler und Verleger nicht immer alles glatt abläuft, im Grunde ist es doch ein

unzerreißbares Band, das den Meister mit seinen „Paternostergäßlern“ verknüpft. Ihr kleiner Laden aber wird scherzweise von den Eingeweihten immer bloß das „Generalleutnantamt“ genannt, und da laufen nicht nur die „geharnischten Männer“, das sind die goldenen Dukaten, ein und aus, sondern das ganze geistige Wien hat hier sein Stelldichein, dazu alle, die mit gutem klingendem Namen vom Ausland hieher kommen. Just sind der Abbé Stadler und der Kapellmeister Ignaz v. Seyfried zugegen, und Karl Maria v. Weber, erst vor ein paar Tagen in Wien eingetroffen, hat vorerst seinen Schüler und Reisebegleiter Julius Benedict als Abgesandten geschickt. Aber sie alle, wie verschwinden sie neben der gebietenden Gestalt des Meisters. Was soll man weiter von ihm melden? Von ihm, bei dem auch der Humor noch etwas hat, das ans Tiefste rührt? Soll man etwa sagen, man habe ihn liebenswürdig und kindlich heiter, herzlich offen sich gebend, oder finster verschlossen, zornig auffahrend und schmerz bewegt, oder melancholisch und tief sinnend geschaut und gesehen? Bürgerlich gemüthlich, aber den Jeniebtzig im Auge? Soll man nach den vielen andern aufs neue das vergebliche Beginnen wagen, den Unbeschreiblichen, Unvergleichlichen zu schildern, das Bild des Unfaßlichen, Unergründlichen in Worte einzufangen? Können wir mehr und anderes, als demütig es noch einmal tief im Innersten empfinden, wie er die Menschen schon allein durch seine Gegenwart erschüttert hat? Kommen wir bei ihm doch immer nur zu dem einen Schluß: alles an ihm war Größe und Erhabenheit, und vor ihm fühlte und fühle jeder seine eigene Kleinheit. . . .

Merkwürdig aber, mit Beethoven hört Vergangenheit auf, Vergangenheit zu sein. Wir spüren ihn als den unsern, uns ist er in jedem Sinne so starke Gegenwart, daß ich mich keinen Augenblick wundern würde, wenn plötzlich die Thür aufginge und er hereinträte, mich von meinen Mappen und Tafeln aufschreckend, die mich auf so wunderliche Wege geführt, bis zu ihm.